

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Anna Regentümpel
Autor: Ryser, Mene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seine kostbare Baßgeige nicht so jämmerlich verunglückt wäre. Aber er werde jetzt seinen Walfisch reparieren lassen, und dann wolle er sehen, ob er die Ehre Mozarts . . . Da steckte ihm der Friedel eine Zigarre in den Mund: die solle er jetzt rauchen; es sei dem Mozart wohlter dabei, als wenn er seine Ehre rette — — —

Und von da an herrschte ungetrübte Harmonie im Musikleben Klingelheims, und der eifrige Chorregent brachte dieses auf eine noch nie dagewesene Höhe. Das Landstädtchen wurde durch ihn zum Ausgangspunkt einer gesunden Reform der Kirchenmusik für alle umliegenden Ortschaften, einer Reform mit Maß und Milde.

So hat Mozart Frieden und Segen gebracht nach Klingelheim, und wenn der Strahlbaschi einen Tips hat, so kräht er jetzt noch manchmal:

„Mozart hoch, hoch, hoch!“

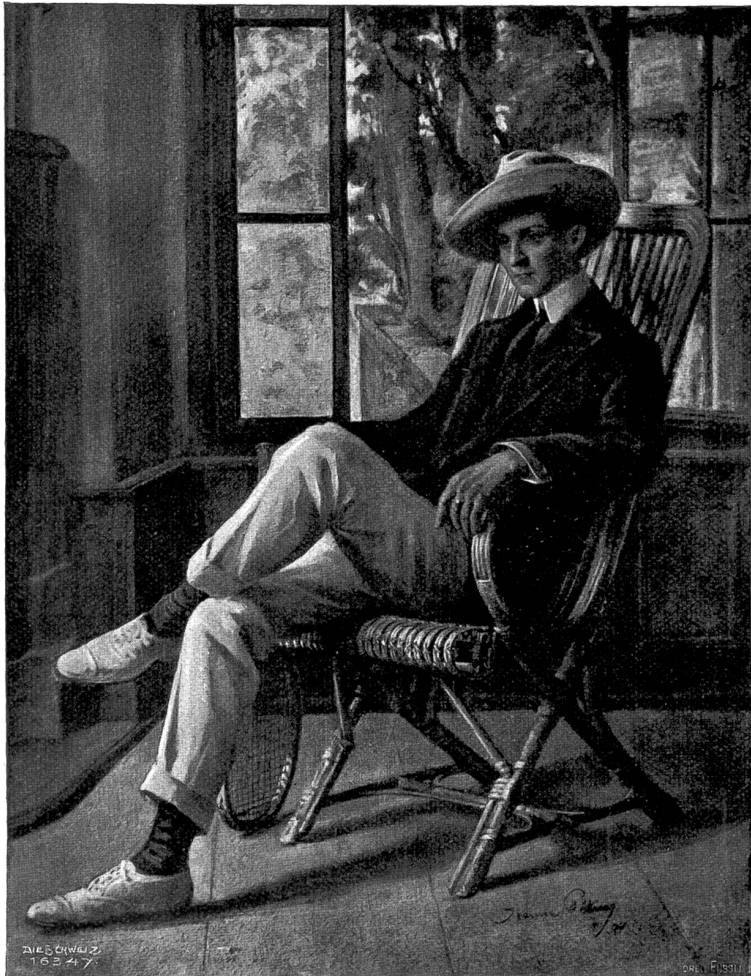
* * *

„Ja wie? Was? Soll jetzt die Geschichte aus sein?“ fragt da eine verehrte Leserin. Wir wissen ja noch nicht einmal, ob sie einander bekommen haben! O, bitte sehr, sie haben einander schon lange! Friedel hat die Praxis seines Vaters übernommen, und auf dem wertvollen Piano, das den Salon ziert und auf dem der Herr Chorregent so gerne spielt, steht die Marmorbüste Mozarts. Als Frieda schwere Gewissenszweifel, ja selbst die Liebe zu ihrem Bruder überwand, um ihm ihre Mithilfe bei der Mozartmesse zuzusagen, da war Friedel zur Ueberzeugung gelangt, daß sie ihn liebe.

Und im Doktorhause scheint das Musikleben einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen zu wollen; denn die singenden, tütenden, krähenden und näselnden Stimmen vermehren sich fast von Jahr zu Jahr. O, das gibt

noch ein ganzes Orchester von lauter Oboen und Ocarinen! Und darum extra:

Mozart hoch!



Bildnis. Nach dem Delgemälde von Jeanne Pétra, Winterthur.

Anna Regentümpel.

Nachdruck verboten.

Humoreske von Mene Kyser, Bern.

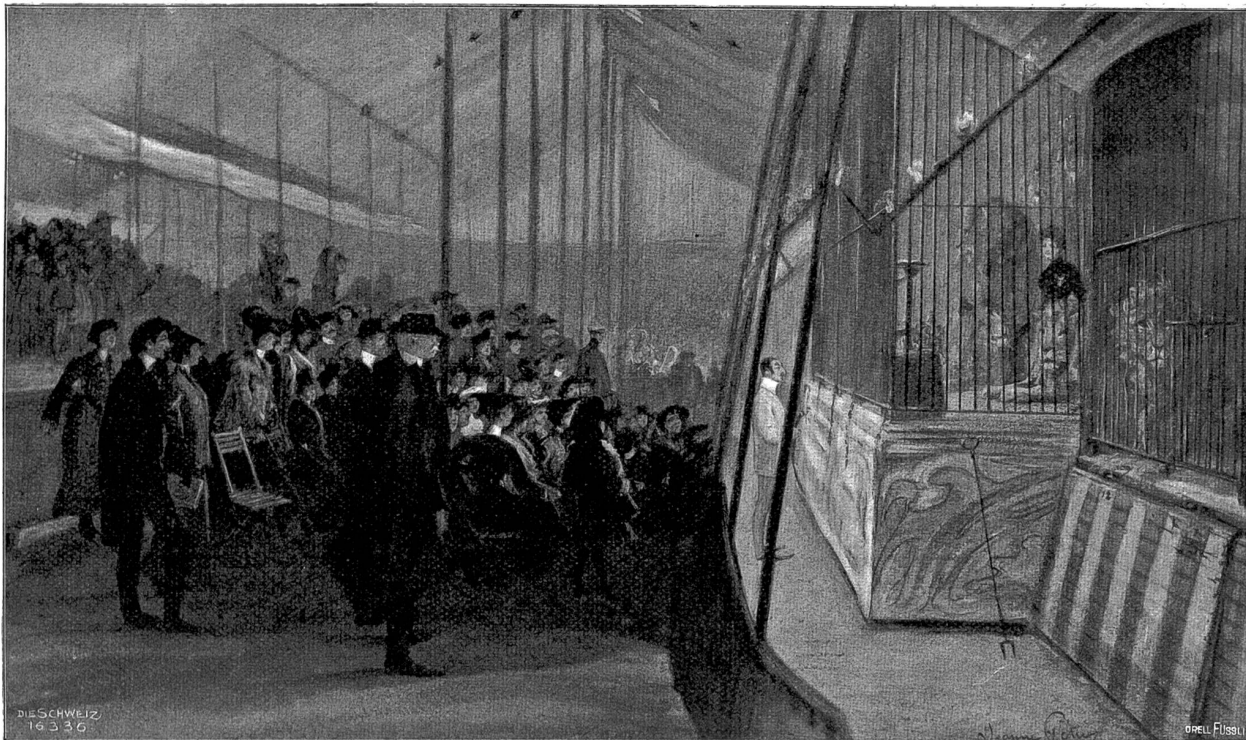
I. Kapitel.

Es mag seither ungefähr ein halbes Jahrzehnt verstrichen sein, in meinem letzten Schuljahr war es, als mich Freund Abraham Borallet eines Samstags einlud, in seiner Begleitung eine Reise ins Oberland zu machen, und zwar per Rad. Ohne weiteres willigte ich ein. Jeder kaufte sich zwei Büchsen „Salmon“, wovon letztere wir unter die Radsättel banden. Rucksäcke und dergleichen ließen wir fein säuberlich zu Hause.

Am nächsten Tag, also Sonntags — es war ein feuchtkalter Herbstmorgen — fuhren wir in erster Linie nach Thun. Dasselbst herrschte noch allenthalben finstere Nacht, und am gewohnten Ort hielten wir eine kurze Beratung, welche Richtung einzuschlagen sei. Wir einigten uns auf Grindelwald. In Brienz, Lauterbrunnen, Frutigen zc. waren wir schon an frühern Sonntagen gewesen. Flugs machten wir uns auf den

Weg, und zwei Stunden vor Mittag erreichten wir glücklich, freilich etwas müde, unser vorläufiges Ziel. Den „Salmon“ reservierten wir in kluger Berechnung für später und nahmen in einem Hotelrestaurant unser Mittagessen ein. Ein jeder zahlte seine dreieinhalb Franken, und dann machten wir uns wieder nach dem Stationsgebäude auf den Weg, wo unsere Velos standen. „Was nun tun?“ Das war die uns vorderhand beschäftigende Frage. Nach abermaliger kurzer Beratung gaben wir die Fahrräder nach Meiringen zur Bahn, und keine fünf Minuten später stiegen wir guten Mutes die große Scheidegg hinan. Das Wetter war bis jetzt so beständig schön gewesen, daß wir darob unsere Konserven vergessen hatten, die sich in „guter Hut“ unter den Sätteln befanden.

Den Weg, den wir emporkliefen, kannte ich; ich ging ihn bereits zum dritten Mal. Die Sonne schien indessen un-



In der Menagerie. Nach der Aquarellskizze von Jeanne Pétua, Winterthur.

verschämt heiß und bereitete uns ein Bedürfnis nach Wasser, das geeignet gewesen wäre, einem kleinern Gebirgsbach den Garaus zu machen. Etwa in halber Höhe angekommen, trauten wir unsern Augen kaum, als wir unversehens ein regelrechtes Kiosk zu Gesicht bekamen, in dem zu unserer unbefröhenlichen Freude nicht „Enthüllungen aus europäischen Fürstenthöfen“ nach Buffalo-Bill-Broschüren feilgeboten wurden, sondern — Limonade.

Ein Mädlein jung und schön saß im Innern des Verschlags und wusch eben die braunen Händchen in einer wassergefüllten Holzschale.

„Wo haben Sie denn das Wasser her?“ fragte ich keck — und verfolgte mit meiner Frage einen bestimmten Zweck. Das Jüngferlein war aber schlau und verweigerte jede Antwort. Die Weigerung hatte aber auch ihren Grund, und über diesen legte sie erst nach langem Drängen in ihrem drohigen Dialekt ein umfassendes Geständnis ab, indem sie mit scheuem Augenaufschlag sagte: „Wenn ich den Herren ausplaudere, woher ich das Wasser nehme, dann gehen sie eben an die Quelle und kaufen mir keine Limonade ab.“ Unterstützt von meinem Freund versicherte ich ihr darauf, daß wir gleichwohl eine Limonade trinken würden, sobald wir um die Quelle wüßten. Doch sie traute uns nicht und verlangte freundlich, aber bestimmt, daß wir erst die Limonade trinken — nachher wolle sie uns an die bewußte Quelle führen. Das Angebot kam uns äußerst verlockend vor, und wir gaben flugs die Einwilligung. Sie stellte uns indessen zwei Flaschen Limonade auf die Bank, ebenso je ein Glas. Ich schenkte schnell ein und prüfte das Getränk: es war nichts als Wasser mit einem geringen Zusatz von Zitronat. Wir litten aber so entsetzlich Durst, daß wir diesen Uebelstand nicht zur Nüchtheit erhoben; im Nu hatten wir das zweifelhafte Gewässer ausgetrunken und den Mund abgewischt; denn der Trank hatte auf unsern Oberlippen ein karmineses Alpenglühchen hinterlassen. In Hinsicht darauf, daß der Genuß der „Limonade“ das Gegenteil von ihrem Zweck erreicht hatte, schickte ich mich eben an, eine zweite Flasche zu verlangen, als mir mein Freund zuvorkam, indem er sich nach dem Preis der

ersten erkundigte. Das holde Mädchen, das nebenbei gesagt im nämlichen Alter — stund wie wir, blickte uns gnädig an und erwiderte mit gönnerhafter Miene: „O, Sie zahlen bloß vierzehn Bagen per Flasche!“ Ich widersprach nicht, trotzdem mir der Preis ungewöhnlich vorkam, und wechselte nur mit meinem Freund einen verständnisvollen Blick.

Er gab mir sein Geld; ich fügte das meinige hinzu, bezieht aber die ganze Summe in der Hand und wandte mich an unsere Wirtin mit den Worten: „Wollen Sie nun Ihr Versprechen halten?“

„Welches Versprechen?“

„Von wegen der Quelle!“

„Ja,“ meinte sie, blieb aber drinnen sitzen. Das ärgerte mich; ich wurde ungeduldig und pläzte ziemlich unhöflich heraus: „So kommen Sie doch bald einmal aus Ihrer infamen Kiste heraus; wir können nicht warten bis Abend... müssen noch nach Meiringen!“

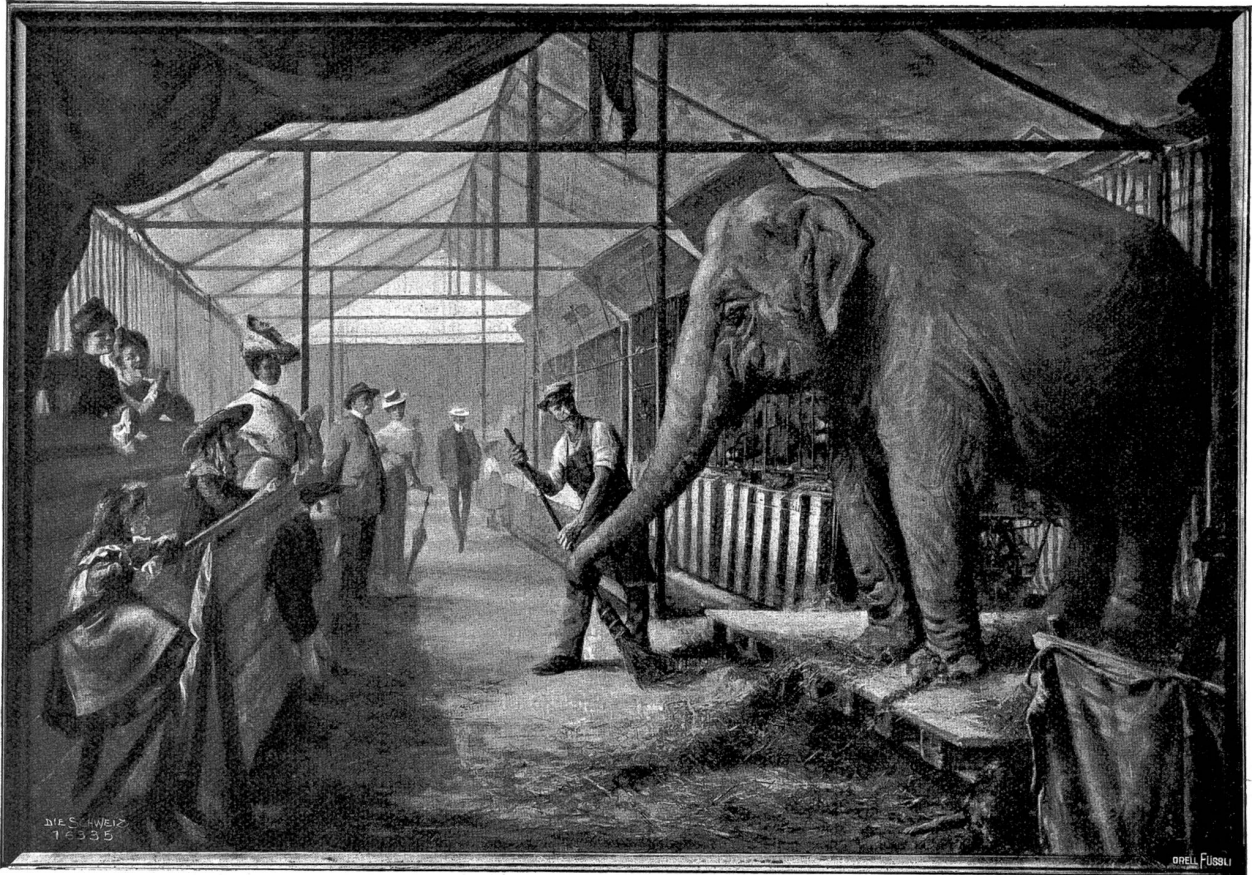
Ich hatte tüchtig in den Aft gefügt!

„O, Sie spotten wegen meiner Kiste... Sie müssen auch nicht meinen, ich sei noch nie in der Stadt in einem schönen Hause gewesen... Wenn Ihr schon Stadtherren seid, so braucht Ihr gleichwohl nicht so groß zu tun!“ fuhr sie mich mit blitzenden Augen an.

„Fräulein,“ nahm hierauf mein Freund das Wort, „seien Sie uns nicht böse, es war ja nur gewesen ein Spaß, und haben...“

„Ach was,“ fuhr sie von neuem auf, „geben Sie mir lieber jetzt das Geld; sonst brennen Sie mir noch durch, und wenn ich zu wenig Bagen heimbringe, schlägt mich der Vater blau und grün... Er sagt immer, ich solle niemandem trauen, man wüßte ja nie...“ Und sie machte eine unzweideutige Gebärde.

„Hier ist das Geld,“ sagte ich und schaute ihr mit möglichst traurigen Augen ins Gesichtlein, „und wenn Sie uns auch für schlechte Kerle halten, so müssen Sie uns dennoch nach der Quelle führen, sonst brechen Sie Ihr Wort, und dann sind Sie kein gutes Fräulein mehr!“



In der Menagerie. Nach dem Delgemälde von Jeanne Pédua, Winterthur.

Jetzt hatte ich, wie man jagt, „einen Stein im Brett“, wenigstens hatte ich die Empfindung.

„Ich komme,“ gab sie zurück, und Abraham und ich gingen etwas abseits, um sie zu erwarten. Unterdessen hatten wir füglich Zeit, miteinander über das schöne Mägdelein zu plaudern. Wir bewunderten gegenseitig die unerhörte Dreistigkeit, mit der wir uns eingeführt. Wie herrlich war es doch, so frei in Bewegungen und Worten zu sein — so ungehindert einmal ein Mädchen aus nächster Nähe betrachten zu können! Das war uns bis anhin ein unbekannter Genuß gewesen. In Bern war uns dies nur auf die Entfernung von minimum fünfzig Metern gestattet, und heute — an der Quelle — setzte sie sich vielleicht gar neben uns — und wir konnten uns in die unschuldigen Augen schauen, vielleicht gar umarmen, hu! — Mir fuhr's bei den süßen Illusionen schon ganz unnatürlich heiß durch die Adern, und ich zitterte bei dem bloßen Gedanken an die Verlegenheit, in die ich möglicherweise geraten könnte. Je mehr ich mir die Geschichte ausmalte, desto mehr erwünschte ich die Anwesenheit meines Freundes Abraham — er allein war mir hinderlich — doch wie wenig dachte ich an die Möglichkeit, daß er im selben Augenblick von mir ein Gleiches sann!

Wir hatten miteinander geplaudert, und merkwürdig — auf einmal sagte keiner mehr ein Wörtlein: ein jeder war mit eigenen Gedanken beschäftigt. Ich für meinen Teil war eben daran, die Gefühle eines Bräutigams zu erforschen, und wollte gerade das Programm zu meiner Hochzeit entwerfen — da wurde ich jäh aus meinen süßen Träumen herausgerissen durch den Zuruf „meiner Frau“, die uns ermunterte, mit ihr nach der Quelle zu kommen.

Sie schritt voran und sah sich hin und wieder um, ob

wir folgten. Sie hatte sich, weiß der Himmel aus welchem Grunde, über ihr hübsches Kleidchen eine Armeeschürze angezogen, die ihr indessen so miserabel schlecht stand, daß ich nicht umhin konnte, meinen Freund Abraham darauf aufmerksam zu machen. Trotzdem ich mich befiß, leise zu reden, verstand sie mich doch und wollte aus Entrüstung gleich wieder umkehren. Ich vertrat ihr aber hübsch den Weg und mahnte sie von neuem an ihr Versprechen, was zur Folge hatte, daß sie ihren Sinn wieder änderte und weiter voranschritt. Uebrigens waren wir alsbald an Ort und Stelle angelangt.

Die Quelle lieferte so wenig Wasser, daß man für jede Handvoll eine halbe Minute warten mußte. Das stimmungsvolle Murmeln, von dem in der Poesie gewöhnlich die Rede ist, fehlte ganz, und die öde Umgebung trug das Ihrige bei, meine Phantasie zu beirren. Wir setzten uns nun hin und begannen abwechselungsweise das köstliche Naß mit den Händen aufzufassen. Ich betrachtete indessen unausgesetzt meine Zukünftige und begann das Gespräch auf das diesbezügliche Thema zu lenken; eigentlich war es nur ein Verhör, das ich mit ihr anstellte. Ich fragte sie frei heraus: „Haben Sie schon einen Schatz?“

„Nein!“

„Wie heißen Sie denn?“

„Anna Regentümpel.“

„Also eine Schwäbin?“ lautete meine Frage, und ich legte absichtlich eine verächtliche Betonung auf meine Worte.

„Nein, eine Schweizerin; Vater sagt, wir seien naturalisiert.“

„Aha!“ gab ich zurück, obwohl ich den Sinn dieses Wortes nicht gleich herausfand. „Sie reden aber doch wie eine regelrechte Sennerin aus den Bergen?“

„O ja, ich bin halt auch zeitlebens in Grindelwald gewesen,“ seufzte sie und fügte schalkhaft hinzu: „Haben Sie denn schon oft mit Sennerinnen gesprochen?“ Ich besann mich kurz und erwiderte: „Hm, manchmal so im Vorbeigehen!“ Nun fragte sie mich, ob wir Brüder wären, wie wir hießen und woher wir kämen zc., was ich alles nach bestem Wissen beantwortete. Unterdessen hatte sich die Sonne verfinstert; über Schreck- und Wetterhorn stießen sich ungeheure Wolken. Ein heftiger Wind machte sich plötzlich auf, und ehe ich mich dessen versah, flog mein leichter Panamafasimile in weitem Bogen den Berg hinunter. In eleganten Sprüngen raste ich hinter ihm drein und ließ die beiden an der Quelle zurück. Der Hut wirbelte wie toll über die Weide dahin und hielt mich lange Zeit zum Narren, bis er sich endlich in einer alten Bergrosenstaude versing und ich ihm mit schnellem Fußtritt das Weiterirren verleiden konnte. Dann setzte ich ihn auf und schnaupte wieder bergan.

Eine Viertelstunde und mehr verstrich, und all mein Forschen nach der Quelle war fruchtlos; selbst das Kiosk war nirgends zu erblicken. So sah ich mich denn genötigt, zu schreien und zu pfeifen, und — ich erhielt Antwort; nach einer weitem Viertelstunde bekam ich endlich etwa dreihundert Schritte unter mir Freund Abraham zu Gesicht. Auch er sah mich, und bald waren wir vereinigt. Seine Wangen waren merkwürdig rot; doch schrieb ich damals diesen Umstand der Anstrengung des Aufstieges zu. Ich fragte ihn, wo das Fräulein sei, und er erklärte, sie sei nach ihrer Hütte gegangen und ließe mich freundlich grüßen.

Nur ein Grüßchen — das war also alles!

Wir setzten wohlgenut die Reise über die Scheidegg fort und berührten die Angelegenheit mit keiner Silbe mehr — Doch nein, ich erinnere mich noch, daß ich ihn gefragt, was sie während meiner Abwesenheit an der Quelle miteinander getrieben hätten, und daß er mir geantwortet: „Laß mich nun mit dem Geschöpf ungeschoren; sonst werfe ich dich in einen Abgrund!“ Abraham ist jähzorniger Natur; doch damals hat er sich künstlich ereifert. In mir aber reifte ein Entschluß, den ich später auch ausführte — ich hatte gegen den Freund Verdacht geschöpft und sann auf Rache. Im Rosenlauihotel tranken wir noch einmal eine Limonade und zahlten per Flasche diesmal nur sieben Bagen — und das war eine famose Limonade. Es war auch wieder so ein reizendes Mädchen, das uns servierte, und ich bemerkte, daß sich Abraham — ganz gegen seine Gewohnheit — auffallend abstoßend gegen sie benahm. Ich sagte nichts, und wir langten am Abend drunten in Meiringen an. Unsere Fahrräder waren noch nicht angekommen, entgegen der Versicherung der Beamten in Grindelwald, daß sie bis heute abend hier wären. Das setzte uns in nicht geringe

Verlegenheit. Wir suchten einen Bekannten auf, dem wir unsere Lage mitteilten und bei dem wir auch unser Nachtlager aufschlugen. Noch heute reut es mich, daß wir damals nicht im Freien übernachtet haben. Der Gastfreund wies uns ein Zimmer auf dem Estrich an; er behauptete, es sei sein Fremdenzimmer. Er gab uns eine Kerze, wünschte ein „Gut Nacht“ und verließ uns. Wir sahen uns in dem Fremdenzimmer um und konstatierten, daß es vier Wände hatte und ebensoviele Fenster. Die Möblierung beschränkte sich auf das allernotwendigste: auf dem Boden herum lagen sechs Kissen, und über der Türe hing als Damoklesschwert eine riesige Wandsäge — das waren sämtliche Mobilien. Das hatte aber nichts zu sagen, und wir legten uns hin auf die Kissen, um zu schlafen. Nach einer kleinen Weile hörte ich den Freund sagen: «Nom de dieu!» Dann drehte er sich auf die andere Seite. So blieb er einige Sekunden; dann rief er: «Tonnèrrrrr» und sprang auf die Füße. Ich wollte ihn eben zur Ruhe weisen, als ich plötzlich am Nacken die Empfindung hatte, es wolle mich jemand mit einer Drahtzange zwicken — dann das Rämlische an der rechten Wade, und nun fings am Rücken an. Ich erhob mich schleunig, zündete die Kerze an, und alsdann machten wir uns daran, die kitzlige Geschichte zu untersuchen. Ich behauptete, in den Säcken seien Läuse; ich irrte mich aber, es waren Wanzen. Eine ganze, große, wohlorganisierte Wanzenkolonie! Nun begannen wir zu morden und räumten gehörig auf unter der Sippenschaft; gewöhnlich kam so ein halbes Duzend dieser braunen Käfer unter einen einzigen Fußtritt. Aber gar bald mußten wir in der Arbeit innehalten: die scheußlichen Tiere verbreiteten einen so abscheulichen Gestank, daß es gar nicht mehr auszuhalten war. Wir rissen die Fenster auf und setzten uns auf den Sims. Abraham holte seinen englischen Tasset hervor und verklebte die an seinem Körper angebohrten Stellen.

Wir verbrachten den übrigen Teil der Nacht wachend, abwechselnd plaudernd und fragend. Um acht Uhr morgens begann in Bern der Unterricht, und um drei Uhr, also fünf Stunden vorher saßen wir noch auf einem Fenstergesimse in Meiringen droben. Wenn wir nur die Belos gehabt hätten! Von fünf Uhr an besagerten wir das Stationsgebäude, und endlich hatten wir sie.

Hui, nun gings davon!

In etwas weniger als fünf Stunden waren wir in Bern, aber total durchnäßt: die Kleider waren zum Ausdrehen — so hatten wir geschwitzt. Unsere Eltern waren von Meiringen aus telephonisch verständigt worden. In die Schule gingen wir erst nachmittags; bis zwölf Uhr waren wir ja vor Müdigkeit mehr tot als lebendig und für den Unterricht sowieso untauglich.

(Schluß folgt.)

Weisheit.

Ueberm Walde, wo die reifen Beeren
Purpurschwer ins hohe Gras sich drängen,
Klingt ein Glöcklein, und ein alter Ritter
Im zerbeulten Harnisch junger Tage
Sinnt ob eines Pergamentes Zeichen
Von des Ruhmes längst durchrittenen Reichen.
Hinter seines fensters rostigem Gitter
Sinnt er von den wilden Waffengängen,
Von Gefahr und Jubel und Gelage,
Von der Jugend ungestümen Süchten,
Liebesfahrten und erloschenen Ehren,
Fernen Tagen und vergangenen Zeiten:
Eitelkeiten, alles Eitelkeiten!
Weiche Winde spielen und beschweren
Seinen weißen Bart mit flüchtigen Früchten,

Und sein Hündlein blinzelt in die Helle,
Und ein Hirsch hebt seine zwanzig Enden,
Und die Leuchten ob der moosigen Schwelle
Als die Zacken einer goldenen Krone.
Abends, wann's die ersten Sterne leiten,
Kommt ein Kind und bringt in zarten Händen
Brot dem Alten, und der weiß zum Lohne
Märchen von den kleinen Königinnen,
Die noch hundert Jahre schlafen müssen,
Bis die sieben weisen Knaben reiten,
Drachen töten, durch die Dornen gleiten
Und den Preis aus Sturm und Streit gewinnen
Und die sieben Königinnen minnen
Und die kleinen Königinnen küssen.

Victor Hardung, St. Gallen.